

Bernardo Oyarzún

Lengua izquierda

Sergio Rojas

»Benennen ist nicht zeigen, sondern auf das Abwesende hinweisen.«

Severo Sarduy

Angesichts der dringlichen Aufgaben des täglichen Lebens beschäftigen wir uns gewöhnlich nicht mit der Sprache selbst, sondern verwenden sie im Alltag in ihrer instrumentellen Funktion als Kommunikationsmittel, das dem Zweck der Benennung untergeordnet wird. Die Gegenstände der Welt, in der wir leben, erscheinen uns dabei als schon benannt, stets bereit, von uns – je nach unseren Absichten – mit ihren entsprechenden Etiketten aufgerufen zu werden. Gerade diese A-priori-Übereinstimmung zwischen den Dingen und den Namen bringt jedoch das Moment der Sprache selbst zum Verschwinden, ein Moment, das sich in jener Zeit verliert, in der die Dinge durch den Prozess des Benannt-Werdens in die Welt und damit in einen Bedeutungshorizont eintraten. Es ist dies jenes Moment des gemeinsamen Ursprungs von Sprache und Welt, in dem die Namen gleichzeitig mit den Dingen, die sie benennen, geboren werden. Konnten wir etwa den Fluss sehen, bevor wir ihn benannten? Konnten wir über das Wort »Fluss« verfügen, noch bevor wir gesehen hatten, was wir Fluss nannten? Was war das für ein Moment, in dem wir etwas »zum ersten Mal« sahen? Die Sprache in ihrer technischen Effizienz entzieht sich jedoch unserer Aufmerksamkeit, und die Verfügbarkeit der Gegenstände, die sich willig aufrufen lassen, wird mit der Verfügbarkeit der Sprache gleichgesetzt, die so zum »Idiom« wurde, das sich in ein Wörterbuch einschreiben lässt, in einen Horizont der universellen Übersetzbarkeit der Wörter. (Im August 2005 sandten Vertreter des Volks der Mapuche einen Brief an Bill Gates, in dem sie gegen das Vorhaben von Microsoft protestierten, ein Windows-Betriebssystem in ihrer Sprache Mapudungun zu entwickeln.)

Lengua izquierda von Bernardo Oyarzún ist eine Reflexion über die in der Sprache enthaltene Andersheit. Dazu hat der Künstler mehrere indigene Sprachen Amerikas in sein Projekt mit

einbezogen (bisher: Quechua, Otavalo-Quechua, Aymara, Guaraní, Rapa Nui, Mapudungun, Chiquitano) – alles bereits verlorene beziehungsweise vom Aussterben bedrohte Sprachen, die jedoch als Phantome in der »rechten Sprache« erhalten bleiben, jener Sprache, die sich durchgesetzt hat und durch die sich auch die Gegenstände ihres Einflussbereichs durchsetzen.

Lengua izquierda ist aber auch eine Reflexion über die unterdrückte Fremdheit, die jeder Sprache innewohnt, das Befremdliche an ihrer scheinbar so willigen Verfügbarkeit. Die indigenen Sprachen Amerikas dienen dabei ganz allgemein einer geopolitischen Reflexion über die Sprache, fügen sich aber auch in ein Projekt ein, das sich mit einem für die moderne Kunst charakteristischen Problem beschäftigt: mit dem Verhältnis zwischen Sprache und Realität, wobei die Kunst eine Position an den Grenzen der Repräsentation einnimmt.

In jeder Sprache ist eine »linke Sprache« enthalten, eine zurückgedrängte, disziplinierte, vergessene Sprache. Aber nicht so, wie man eine Vokabel vergisst; es handelt sich nicht um einen Verlust, den man mit einem Wörterbuch oder einem Sprachkurs wieder gutmachen könnte, denn die Erfahrung der Welt benennen zu wollen, war niemals dasselbe, wie eine Sprache lernen zu wollen.

Das Überraschende und Faszinierende an Bernardo Oyarzúns Installation *Lengua izquierda* ist die Tatsache, dass wir – aus der unüberbrückbaren Distanz unserer Rolle als Zuschauer und Zuhörer – einer Art vergessener Identität zwischen den Namen und den Dingen beiwohnen, und zwar jenen Dingen, die wir nicht sehen (Abb. S. ##). Was hat uns das Ding selbst zu sagen?, fragen wir uns. Dabei geht es nicht darum, einer »anderen Sprache« eine höhere Benennungsmacht zuzuschreiben (in Anspielung auf die moderne Sehnsucht nach der verlorenen Einheit), sondern darum, dass wir – angeregt durch Oyarzúns Installation – über die Andersheit nachzudenken beginnen, die still und vergessen in den Namen verborgen liegt; Namen, die uns zur täglichen Orientierung dienen und die zeigen – wie die Hand auf etwas Vorgegebenes zeigt – , die aber nicht mehr benennen.

Die Etymologie bestimmter Wörter führt uns weg von ihrer instrumentellen Bedeutung hin zu einem Sinn; und plötzlich zeigt ein Wort nicht mehr, sondern es benennt, zum Beispiel: kurikó = schwarzes Wasser. Hier kommt ein Moment des Unübersetzbaren ins Spiel, denn obwohl das Wort »curicó« etymologisch »schwarzes Wasser« bedeutet, verwenden wir es gewöhnlich als

Bezeichnung für eine Stadt im Norden Chiles (Abb. S. ##). Oyarzúns Installation verweist uns in diesem Fall auf die Tatsache, dass das Wort eine visuelle Erfahrung ausdrückt. Der künstlerische Rückgriff auf die Etymologie erhebt nicht den Anspruch, den Begriffen eine vermeintlich »wahre Bedeutung« zurückzugeben, sondern, ganz im Gegenteil, den Mangel vorzuführen, den die Wörter in ihrer technischen Verfügbarkeit aufweisen.

Die Sprache ist ein bedeutungstragender Code, aber sie ist auch Klang; und wenn die Wörter klingen, kommt nicht nur der materielle Träger der Bedeutung zum Ausdruck, sondern auch »die andere Seite« der Bedeutung. Es wird das hörbar, was da war, bevor die Welt von den Wörtern hervorgebracht, für uns »ins Leben gerufen« wurde: der kaum vernehmbare Wille zu sprechen, die Dinge aus der Erfahrung heraus zu benennen. Und eben dieser Wille zu benennen, kommt als besondere Intensität zum Ausdruck, wenn eine Person Wörter ausspricht, deren Bedeutung wir nicht sofort verstehen. Es ist dies ein Wille, der sich zwar nicht zu verstehen gibt, sich im Sprechakt selbst jedoch als »artikulierter Klang« vernehmen lässt, als eine Art reiner Artikulation, als purer Ausdruck des Sagen-Wollens, der besonders in jenen Ausdrücken hörbar wird, deren Bedeutung wir nicht kennen. In *Lengua izquierda* lassen sich die Ausdrücke als Wörter vernehmen, die aus dem Sinnzusammenhang der Sätze, die sie bilden könnten, gelöst wurden. Wesentlich dabei ist, dass die Intensität nicht durch einen mythischen, unartikulierten »Inhalt« zustande kommt, sondern ganz im Gegenteil durch die Artikulation selbst, die sich hören lässt.

In Oyarzúns Installation verweist uns die Übersetzung, die Körper und Klang des jeweiligen indigenen Wortes in eine »geläufige Bedeutung« umwandelt, dennoch auf das Moment einer verlorenen und vergewaltigten Fremdheit hin – und auch auf das Vergessen der Gewalt, die in einer durch die universelle Übersetzbarkeit nivellierten Welt, in der die Namen zu blossen Wörterbucheinträgen geworden sind, in verschlüsselter Form vorliegt. Die politische Bedeutung von *Lengua izquierda* liegt im Hinweis darauf, dass im Ursprung der Sprache nicht der unartikulierte Klang, das vermeintlich vorsprachliche Pathos zu finden ist, das durch die Präsenz der Dinge selbst ausgelöst wird, sondern immer »eine bereits mit einer anderen Sprache benannte Welt«; es ist dies eine Sprache, die für diejenigen, die sich ihr unvoreingenommen nähern, durch Wörter in Erscheinung tritt, die klingen, bevor sie Bedeutung annehmen.